

Bodification and Beautification: Zur Verkörperung sozialer und kultureller Differenzen durch Schönheitshandeln

Degele, Nina

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Degele, N. (2006). Bodification and Beautification: Zur Verkörperung sozialer und kultureller Differenzen durch Schönheitshandeln. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 579-592). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-145124>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Bodification und Beautification: Zur Verkörperung sozialer und kultureller Differenzen durch Schönheitshandeln¹

Nina Degele

1. Einleitung

Wenn heute nicht mehr Kleider, sondern Körper Leute machen (Posch 1999), demonstrieren nicht nur Körperprofis wie der mehrfach operierte Michael Jackson, BodybuilderInnen und Fotomodelle, dass damit neue Mechanismen der Disziplinierung und langfristigen Planung erforderlich sind. Denn Maßnahmen des Schönseins und -erhaltens gehen tief unter die Haut, statt eines Gangs in die Modeboutique treten zeitaufwändige Trainings- und Diätmaßnahmen auf den Plan, der Körper wird offen für Inszenierungen und Manipulationen in Form von Vergrößerungen, Verkleinerungen und Veränderungen aller Art. Das betrifft aber nicht nur Promis und Professionelle. Auch Alltagsmenschen ohne ausgreifenden Radius der Publikumswirksamkeit sind auf den Körper gekommen: In den Körper schreiben sich etwa Schönheitsnormen oder auch die Vorstellung der Verschiedenheit genau zweier Geschlechter ein. Gleichzeitig werden über den Körper (bzw. auf ihm) Schönheit und Außenwirkung inszeniert und die gesellschaftliche Struktur der Zweigeschlechtlichkeit realisiert. Dies bezeichne ich als *bodification*: Der Körper ist gleichermaßen Projektionsfläche wie auch Medium der Konstruktion und Darstellung gesellschaftlicher (Ungleichheits-)Strukturen wie Geschlecht, Generation, Ethnizität, Klasse und Lebensstilen, der *Körper verkörpert* Gesellschaft.²

Nicht nur der Körper ist empfänglich für mediale, wissenschaftliche und milieuspezifische Überformungen, die das eigene Handeln orientieren und leiten. Vor allem sind es sozial geteilte wie auch kulturell differenzierende Konstruktionen rund um die Bedeutung von Körper(lichkeit), die tief in das Alltagswissen um Selbst und Körper eingelassen – eben verkörpert sind. Dabei – darum geht es hier – lassen sich neue kulturelle Gemeinsamkeiten und Grenzziehungen bei Mehrheits- und Sub-

1 Eine umfangreichere Fassung dieses Beitrags erschien unter dem Titel »Bodification and Beautification: Zur Verkörperung von Schönheitshandeln«, *Sport und Gesellschaft*, Jg. 1, H. 3, 2004, S. 244–268. Für hilfreiche Hinweise, Tipps und Kritik danke ich Robert Gugutzer, Ronald Hitzler, Andrea Rödiger, Chris Schenk, Dominique Schirmer, Bettina Wilke und Volker Woltersdorff.

2 Als Überblick zu einer Soziologie des Körpers vergleiche Gugutzer 2004; *Sport und Gesellschaft*, Jg. 1, H. 3, 2004; Turner 1996.

kulturen beobachten. Als empirisches Untersuchungsfeld dient das gänzlich profane ›Sich-schön-Machen‹. Dabei handelt es sich um eine Handlungspraxis, die mit, auf und im Körper stattfindet. Gleichwohl geht es mir nicht um Schönheit, sondern um Schönheits*handeln* als einem Akt der sozialen Positionierung.³ Das nenne ich *beautification*: Schönheits*handeln* ist ein Medium der Kommunikation, das der Inszenierung der eigenen Außenwirkung zum Zweck der Erlangung von Aufmerksamkeit und Sicherung der eigenen Identität dient. Schönheitshandeln ist ein sozialer Prozess, in dem Menschen versuchen, soziale (Anerkennungs-)Effekte zu erzielen (Degele 2004). Das Schlachtfeld dafür ist der Körper, der als Gegenstand und Medium den Hintergrund der folgenden Ausführungen bildet. Die gewählten Begriffe *bodification* und *beautification* betonen dabei in ihrem wechselseitigen Bezug aufeinander den Konstruktionsaspekt von Körper wie auch die damit verbundene Künstlichkeit der Inszenierung.

Im Folgenden spreche ich zunächst von einer Ideologie privaten Schönheitshandelns (2), die sich auch als Übersteigerung (von Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen) entpuppt. Paradigmatisch dafür sind Schönheitskonstruktionen und -praxen von Bodybuildern und essgestörten Frauen (3). Dann stelle ich Entwürfe vor, die Ansätze der Entideologisierung (privaten Schönheitshandelns) und der Entnaturalisierung (von Geschlecht) enthalten. Die Beispiele dafür stammen aus dem Kontext schwuler und lesbischer SM-Praktizierender⁴ und einer Transgendergruppe.⁵ Hier entwickle ich die These, dass nicht primär der Körperbezug und auch nicht das Geschlecht mit der Empfänglichkeit bzw. Resistenz gegenüber Ideologien und Naturalisierungen rund um Schönheitshandeln zu tun haben. Entscheidend für ein Aushebeln der Privatheitsideologie bzw. dafür, dass sie nicht die ebenso unbemerkte wie auch zentrale Rolle beim Schönheitshandeln spielt, ist vielmehr der Bezug auf Sexualität, genauer: die offene und reflektierte Fähigkeit und Bereitschaft, über Sexualität zu sprechen (4).

3 Wenn ich im Folgenden von Schönheit spreche, beziehe ich mich auf medial produzierte und im Alltag relevante Auffassungen von dem, was Schönheit als hegemoniale Norm im medial-öffentlichen Diskurs ist oder sein soll. Diese kann man etwa über die Analyse von Werbung (Wilk 2002) oder durch sozialpsychologische Umfragen (Koppetsch 2000) rekonstruieren. In eine Definition gießen lässt sich dies im Gegensatz zu Schönheitshandeln freilich nicht.

4 SM bedeutet in diesem Kontext ein konsensuelles sexuelles Handeln zwischen Erwachsenen, bei dem das Spiel mit Rollen, Macht, Unterwerfung und Schmerz im Mittelpunkt steht. Bei solchen erotischen Spielen geht es um das Formulieren, Kommunizieren und Ausleben von Fantasien. Vgl. Hart/Dale 1997.

5 Unter Transgender sind Menschen zu verstehen, die ihre ursprüngliche Geschlechtszuweisung als unpassend empfinden. Transgender ist heute auch ein politischer Begriff für eine emanzipatorische Bewegung, die nicht nur eine eindeutige Geschlechtszuweisung für sich selbst in Frage stellt, sondern auch das binäre System der Zweigeschlechtlichkeit.

Zur Entwicklung dieser Thesen greife ich auf empirisches Material zurück, das im Rahmen eines qualitativen Forschungsprojekts zwischen 2001 und 2004 zum Thema ›Sich-schön-Machen‹ in drei deutschen Großstädten erhoben wurde (ausführlich dazu Degele 2004: 33ff.). Dazu einige methodologische Bemerkungen: Um Selbst- und Fremdbilder rund um Körper und Schönheitshandeln aufzubrechen, ist ein Verfahren erforderlich, das tiefliegende (und oftmals gut gehütete) Überzeugungen und Orientierungsmuster explizit macht. Handelt es sich dabei um gruppen- und milieuspezifische Orientierungen, bietet sich zu deren Rekonstruktion das Verfahren der Gruppendiskussion an (vgl. Bohnsack 2000). Bei dieser Methode entfalten *natürliche* Gruppen, das heißt Gruppen, deren Mitglieder sich kennen und einen gemeinsamen Erfahrungshintergrund haben, ein Thema entsprechend ihres eigenen Sinnhorizonts. Zur Frage »Was bedeutet es für Euch/Sie, sich schön zu machen?« waren das in diesem Fall 31 Gruppen mit insgesamt 160 DiskutantInnen, die sich jeweils zwischen 55 Minuten und zweieinhalb Stunden an dieser Leitfrage abarbeiteten.⁶ Die Gruppen unterschieden sich zum einen hinsichtlich ihrer ›Themen‹ (politische Gruppen, Sportgruppen zu Volleyball, Aerobic, Tae Bo, Taekwondo, Bodybuilding und Tanz, Essgestörte, Fotomodelle, Burschenschafter, RentnerInnen, SM-Praktizierende, Mitglieder eines Herrenklubs, Sänger eines katholischen Kirchenchors, muslimische Doktorandinnen, Umschülerinnen, Psychologinnen, Kinder einer Tagesstätte, Wohngemeinschaften, Stammtische, FreundInnen- und Freundeskreise), zum anderen aber auch in Bezug auf Geschlecht (Frauen, Männer, Transgender), sexuelle Orientierung (hetero-, homo-, bisexuell), Alter (6–76) und soziale Lage (abhängige Familienangehörige, Arbeitslose, Auszubildende, Studierende, ArbeiterInnen, Angestellte, Beamte, Selbständige, RentnerInnen). Die Auswahl war vom Prinzip des *theoretical sampling* (Strauss/Corbin 1996: 148ff.) geleitet: Wenn sich bestimmte Themen und Fragestellungen (wie etwa Professionalität von Inszenierungen, manipulierender Bezug auf den Körper, Bedeutung von Alter, sexueller Orientierung oder Geschlecht, schichtspezifische Distinktionsmerkmale) bei Gruppendiskussionen herauskristallisierten, habe ich gezielt themenspezifische Gruppen gesucht und in das Sample aufgenommen. Umgekehrt habe ich keine weiteren Gruppen mehr in das Sample einbezogen, wenn keine neuen oder bedeutsamen Daten in Bezug auf die interessierende Fragestellung in den Gruppendiskussion mehr auftauchten bzw. wenn die Beziehungen zwischen den Kategorien gut herausgearbeitet waren.

Im vorliegenden Beitrag konzentriere ich mich bei der Interpretation auf die Gruppen der Bodybuilder und der essgestörten Frauen einerseits und der SM-Praktizierenden und Transgender andererseits. Diese Auswahl ist in der kontrastiven

⁶ Für die Durchführung von vierzehn dieser Diskussionen danke ich den zahlreichen TeilnehmerInnen zweier Methodenseminare in den Gender Studies von 2000–2001.

Anlage des Beitrags begründet. Denn die Gruppen der Bodybuilder und der Essgestörten bringen geschlechterstereotype Erwartungen und Vorstellungen als (teilweise pathologische) Übersteigerung derselben zum Ausdruck. Dadurch werden die Mechanismen dichotomer Geschlechterkonstruktionen deutlicher sichtbar. Ebenso zeigen die Beispiele aber auch, dass es sich lohnen kann, über die materialen Einsichten hinaus nicht nur nach Geschlechterdifferenzen zu schauen. Denn die Übersteigerungen öffnen auch den Blick für aktive Prozesse einer Entnaturalisierung von Geschlecht und Entideologisierung von Schönheitshandeln. Dies leisten vor allem die Gruppen der SM-Praktizierenden und Transgender. Bei der Auswertung des Materials schließlich bin ich den Prinzipien und Interpretationsschritten der dokumentarischen Methode im Rahmen der rekonstruktiven Sozialforschung gefolgt (vgl. Bohnsack 2000; Degele 2004: 33ff.).

2. Von der Ideologie des privaten Schönheitshandeln...

»Für wen machen Sie sich schön?« Vermutlich antworten die meisten darauf »für mich selbst«. Denn sich schön machen ist eine private Angelegenheit, die das persönliche Wohlbefinden und Selbstvertrauen steigert: »Also für mich ist Schönmachen wirklich, was für *mich* ist. Ich mach' mich nicht für andere schön, sondern ich mach' mich für mich schön. Und ich muss *mir* gefallen, und nicht den anderen. Das finde ich ganz wichtig.«⁷ Diese Antwort steht für viele andere, *jede* Gruppe artikuliert eine solche Behauptung mehr oder weniger deutlich. Schön machen sich Menschen für sich selbst, nicht für andere. Zumindest soll es so erscheinen. Das hat einen handfesten Grund: Sich für andere schön machen signalisiert Abhängigkeit, mangelndes Selbstbewusstsein und wenig Charakterfestigkeit. Zum gesellschaftlich notwendigen *impression management* (Goffman 1973) gehört dagegen, als autonom und selbstbewusst zu erscheinen. Das kann man durchaus als ein Erbe der Aufklärung interpretieren. Denn die Auffassung, dass es überhaupt so etwas wie eigenständige Individuen, dass es etwas »Unteilbares«, nämlich Individualität gebe, ist eine moderne Erfindung. Sie wurzelt in einem Kernglauben der Aufklärung, der Mensch sei für sein eigenes Leben selbst verantwortlich und habe dieses in die eigenen Hände zu nehmen und zu gestalten. Diese Verlagerung von Verantwortung weg von Gott und Schicksal hin zum Individuum war nicht nur eine kognitive. Sie betraf

⁷ Vor allem in diesem Abschnitt werde ich auf eine nähere Charakterisierung der SprecherInnen (z.B. über Alter und Geschlecht) verzichten, wenn dies für das weitere Verständnis des Zitats nicht erforderlich ist.

auch Seele und Körper, Befindlichkeit und den Eindruck, den man aufgrund seines/ihrer Äußeren vermittelt.

Die Aussage, man tue »es« doch für sich selbst, ist vor diesem Hintergrund ein wirkungsmächtiger Glaubenssatz, dessen Konstruktion, Kommunikation und Perpetuierung AkteurInnen Sicherheit im alltäglichen Miteinander gibt und sie zu vermeintlich autonomen Individuen macht. Ich spreche von »vermeintlich«, weil es sich dabei um eine Ideologie handelt, genauer: die »Ideologie des Schönheitshandelns als private Angelegenheit«. Dazu einige Erläuterungen. Unter Ideologie verstehe ich im Anschluss an Pierre Bourdieu einen Bruch der Darstellungen sozialer Akteure mit der eigenen Praxis. »Es bedeutet, dass man ihre Erklärungen nicht wörtlich nehmen darf« (Bourdieu/Wacquant 1996: 283). Das ist keinesfalls mit einer böswilligen Täuschungsabsicht gleichzusetzen.⁸ Im strengen Sinn ist eigentlich der überwiegende Teil der Höflichkeitsarbeit eine Lüge – wann interessiert sich der flüchtige Bekannte auf der Straße mit der Frage »Hallo, wie geht's?« tatsächlich für das Befinden der Gegrüßten? Wie sähe das alltägliche Miteinander aus, sagten wir zu jeder Stunde, was wir von unserem Gegenüber denken? Ideologien im hier verstandenen Sinn sind gesellschaftlich notwendige und generalisierte Wissensbestände wie auch (verkörperte) Praxen partikularer sozialer Gebilde, die hinsichtlich der eigenen Erscheinung/Außenwirkung unter dem Einfluss einer hegemonialen Medien- und Alltagskultur das Verhältnis von privat und öffentlich steuern. Das klingt kompliziert, ist aber einfach zu erklären. Generalisierte Wissensbestände und (verkörperte) Praxen sind das, was Menschen über ihr alltägliches Schönheitshandeln berichten und die Art und Weise, wie sie dies inszenieren (zum Beispiel »schön mache ich mich für mich selbst«) – um ein gewünschtes Bild von sich selbst aufrechtzuerhalten und sich im sozialen Kontext möglichst konfliktfrei bewegen zu können. Soziale Gebilde sind etwa soziale Milieus oder Gruppen, die sozialstrukturelle, thematische oder alltagspraktische Gemeinsamkeiten teilen. Mit hegemonialer, zu weiten Teilen heteronormativ geprägter,⁹ Medien- und Alltagskultur meine ich das, was an Idealen und Normen zu Schönheit öffentlich kursiert (Jugendlichkeit, Fitness, Schlankheit, »gesunde« Bräune etc.). Und das Verhältnis von öffentlich und privat wird vor allem im Zuge einer voyeuristischen und aggressiven Fernsehkultur gegenwärtig neu verhandelt. Beispielsweise wissen die mit *Big Brother* und *Deutschland sucht den Superstar*

8 Erving Goffman (1973) meint etwas Ähnliches, wenn er zwischen Vorder- und Hinterbühne unterscheidet. Daran knüpft beispielsweise Alan Klein (1993) in seiner ausgezeichneten ethnographischen Studie zur Konstruktion normativer Mythen wie der Männlichkeit im Bodybuilding an.

9 Heteronormativität bezeichnet ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität beiträgt bzw. beitragen soll (vgl. Degele 2005).

aufgewachsenen Teens und Twens nichts mehr von der Überwachungsphobie der 1980er-Volkszählungsgeneration. Dagegen gilt es bei der ›Generation Golf‹ als sexy, beobachtet zu werden, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. So ließ sich die Studentin Jennifer Ringley fast neun Jahre lang mit einer Webcam in ihrem Zimmer über das Internet beobachten – »einfach so«.

Um eine Ideologie handelt es sich beim vermeintlich privaten Schönheitshandeln auch, weil die Ergebnisse des Schönmachens alles andere als privat sind. Denn, das haben sozialpsychologische Studien herausgefunden, schöne Menschen (im Sinn der statistisch-mehrheitlichen Auffassung von Schönheit) haben mehr Erfolg in der Liebe, im Beruf und im Leben überhaupt. Die Schönen wirken sympathischer, ziehen an und in Bann. Schöne Menschen haben größere Chancen bei der PartnerInnenwahl, größere Aufstiegschancen im Job und verdienen mehr (Koppetsch 2000; Posch 1999: 181ff.). Schönheit befähigt zu sozialer Macht, dient ihrer Inszenierung und verkörpert Status. Wer sich im weiteren Sinn schön macht, inszeniert und positioniert sich sozial und konstruiert Identität. Identität wiederum ist an gesellschaftlichen Normen orientiert und basiert auf wechselseitiger Anerkennung: »Man fühlt sich besser, wenn man weiß, man kommt besser an.« Das ist sichtbar: Wer sich schön macht, wird wahrgenommen, fällt auf. Dass gilt auch, wenn die Anstrengungen darauf gerichtet sind, *nicht* aufzufallen (wie beim Versuch, sich hinter einer dicken Make up-Schicht zu verstecken).¹⁰ Bei Ideologien zur Inszenierung von Körperlichkeit im Schönheitshandeln ist Geschlecht immer mit im Spiel: Sichtbar körpernahes Handeln ist auch vergeschlechtlichtes Handeln, und genau hier lassen sich über die Konstruktion von Geschlecht im Schönheitshandeln unterschiedliche Formen der Anpassung an gesellschaftliche (Heteronormativitäts-)Zwänge einerseits und der Verteidigung von Individualität andererseits beobachten. Es sind dies eine (übersteigerte) naturalisierende und eine entnaturalisierende Inszenierung von Körper in Form von Weiblichkeit und Männlichkeit.

3. ...und der Naturalisierung von Geschlecht...

Die diskutierenden Gruppen konstruieren über weite Strecken durchaus ähnliche Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit: Sie halten es für normal, dass sich Frauen schminken und Männer nicht, dass Frauen einen größeren Aufwand mit ihrer Garderobe betreiben und dass gutes Aussehen für Letztere wichtiger ist als für

¹⁰ Dass es sich bei dem Glaubenssatz »für sich selbst« um eine Ideologie handelt, wird vor allem in den Widersprüchen deutlich, in die sich DiskutantInnen in den Gruppendiskussionen permanent verheddern (ausführlich dazu: Degele/Schirmer 2004; vgl. auch Schirmer 2005).

Männer. Die Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit basieren – darin liegt die zentrale Gemeinsamkeit – auf einer als natürlich postulierten und immer wieder aufs Neue bekräftigten Differenz. Um diese Differenzkonstruktionen zuerst plausibel zu machen, dann aber auch wieder als Naturalisierungen und Ideologisierung auszuweisen und damit zu dekonstruieren, greife ich auf eine Gruppendiskussion (männlicher) Bodybuilder und auf zwei Diskussionen (weiblicher) Essgestörter (besonders magersüchtiger Frauen) zurück – zum einen in stationärer, zum anderen in ambulanter Behandlung. Anorektikerinnen und Bodybuilder haben ein gemeinsames Thema: Sie manipulieren ihre Körper in die eine oder andere Richtung, sie verwenden ihn als Medium, um gesellschaftliche Schönheitsnormen und Geschlechterbilder zu verkörpern – als *bodification*. Dabei orientieren sie sich an ästhetischen Standards, die gesellschaftliche Grenzen von Akzeptanz und Wertschätzung überschreiten: Medien wie auch Menschen auf der Straße assoziieren Bodybuilder mit Doping, illegalen Muskelpräparaten und gesteigertem Herzinfarktrisiko (was in der Gruppendiskussion auch Thema war), und die Produkte ihres Handelns erscheinen vielen Menschen als übertrieben und nicht mehr schön. Auf der anderen Seite hungern sich vor allem Anorektikerinnen bis über die Attraktivitätsgrenze hinaus zu Tode – lediglich in der Anfangszeit ihres Tuns ziehen sie Aufmerksamkeit in anerkennender und bestätigender Weise auf sich. Dies vor allem, wenn die Frauen ihre Krankheitskarriere mit Diäten begonnen haben, wie sie bei einer Mehrheit der weiblichen Bevölkerung gang und gäbe ist. Alle drei Gruppen haben wohl sehr »rational« und in Einklang mit gesellschaftlichen Erwartungen an Weiblichkeit und Männlichkeit begonnen – herrschende Schönheitsnormen können ein Auslöser ihres Schönheitshandelns (gewesen) sein.¹¹ Bei den Gruppen indes hat sich letzteres von diesen Motiven allerdings entfernt und dann verselbständigt.

Gemeinsam ist weiblichen Essgestörten wie auch männlichen Bodybuildern die Diszipliniertheit bis hin zur Zwanghaftigkeit: Magersüchtige zählen Kalorien, kennen den Nährstoffgehalt ihrer (verweigerten) Nahrung bis ins Detail und verfügen über einen eisernen Willen, wenn es darum geht, dem Hunger zu trotzen (vgl. Buchholz 2001). Der Erfolg ist messbar – auf der Waage. Den Bodybuildern ist durch das tägliche Training eine klare Struktur vorgegeben. Darüber berichten die Diskutanten ganz freimütig. Nach der Arbeit führt der Weg ins Studio, und das gehört für die Diskutanten zum Tagesprogramm wie das Zähneputzen. Der Ablauf ist routinisiert und erfordert nicht viel Nachdenken und Organisation. Hat man einmal seinen Rhythmus gefunden, geht man konsequent durch die einzelnen Trai-

11 Ich behaupte damit nicht, Essstörungen seien auf die Allgegenwart schlanker und attraktiver Frauen in Werbung und Medien zurückzuführen. Gleichwohl beschränke ich mich hier auf die Dimension sozial wirksamer Attraktivitätsnormen, um zu zeigen, dass dieser Aspekt in der Diskussion um pathologisch erscheinende Körperbilder und -wahrnehmungen nicht ausgespart werden darf.

ningsstufen und kann den Fortschritt direkt messen und kontrollieren. Bei Essgestörten wie auch Bodybuildern ist der jeweilige Erfolg nicht nur ein einsamer, sondern auch für andere sichtbar. Vor diesem Hintergrund kann man das praktizierte Schönheitshandeln als Verlängerung und Übersteigerung gesellschaftlicher Schönheitsideale in Richtung extremer Außenorientierung lesen. Zur Deutung kann man die psychoanalytische Figur der Verdrängung verwenden. So macht einer essgestörten Frau der Gedanke an ihren alternden Körper Angst. Sie befürchtet, »dass ich mich vor mir selber dann ekle, weil das dann alles schlabbert und schlaff ist«. Ähnlich sind es bei den Bodybuildern aus der *Façon* geratene und sich gehen lassende Männer (»es gibt nichts Schlimmeres wie schlaffe Körper«), die für sie Realität werden können, wenn sie die gesellschaftlichen Normen nicht genug verinnerlicht haben. Diese Bilder stellen für die DiskutantInnen eine Bedrohung dar, weil sie sich von einem solchen als negativ empfundenen Körper vielleicht selbst befreit und/oder Angst haben, selbst (wieder) so zu werden.

Essgestörte Frauen wie auch Bodybuilder verlängern nicht nur Schönheitsideale, sondern auch Geschlechternormen in divergierende und dabei komplementäre Richtungen. Bodybuilder übersteigern männliche Schönheitsideale des muskulösen und wohl proportionierten Körpers, wie ihn Lifestyle-Magazine wie *Men's Health* und die Werbung propagieren. Sie sprengen »normale« Maße körperlicher Proportionen und nehmen männliches Verhalten als ausgreifende Aneignung von Raum ernst. Magersüchtige Frauen dagegen übersteigern gesellschaftlich verbreitete Schlankheitsideale, wie sie Fotomodelle im Stil von Kate Moss verkörpern. Sie verzichten auf Fülle und Raum, sie bringen sich zum Verschwinden. Und beide Gruppen wählen einen Weg, der in seinen Anfängen ebenso gesellschaftlich legitimiert wie auch vergeschlechtlicht ist. Dieses wechselseitige Aufeinanderverwiesensein der Medien Geschlecht und Schönheitshandeln will ich nun methodisch weiter nutzen, wenn es nämlich um »Gegenbewegungen« im Sinne einer Entnaturalisierung von Geschlecht und auch einer Entideologisierung des privaten Schönheitshandelns geht. Dazu greife ich auf Gruppendiskussionen zurück, bei denen Geschlecht und/oder Sexualität in einem subkulturellen Kontext explizites Thema ist. Das sind Diskussionen mit zwei lesbischen und einer schwulen SM-Gruppe(n) sowie einer Transgendergruppe.

4. ...zur Entnaturalisierung von Geschlecht und Entideologisierung von Schönheitshandeln

Zu einer zumindest partiellen Entideologisierung der Privatheitsideologie von Schönheitshandeln und zur Entnaturalisierung von Geschlecht gehört das Wissen um die sozialen Funktionen des Schönheitshandelns. Einfach ausgedrückt bedeutet sich schön machen – wie es ein Transgender formuliert – »sich irgendwie bewusst in irgendwelche Klamotten schmeißen zu irgendeinem Zweck«. Diese Aussage öffnet ein Feld zwischen Nicht-Anerkennung und Anpassung: »Klischees schon, weil man möchte dann doch irgendwie dazugehören, das ist glaube ich ganz normal. Aber auf der anderen Seite dann doch irgendwo wieder als Individualist erkannt werden.« (schwuler SM-Praktizierender) Der Anspruch besteht darin, als unverwechselbar, als Individuum und gleichzeitig als Teil einer Gemeinschaft wahrgenommen und anerkannt zu werden. Dies gilt für mehr oder weniger alle Gruppen, wenn man »Szene« durch »relevantes soziales Umfeld« ersetzt: »Also ich mach eigentlich beides. Das, was in Anführungsstrichen, von der Szene erwartet wird, ist manchmal auch das, was ich selber möchte. Aber auch so ein bisschen abweichend von der Szene. Es ist also, wenn du so willst, ein bisschen schizophran alles.« Das Wissen um die Inszeniertheit und Wirkung des eigenen Auftretens ist bei den SM-Praktizierenden und den Transgendern im Gegensatz zu den meisten anderen Gruppen allerdings expliziter und macht den Kern *entideologisierender Wissensbestände und Handlungspraxen* aus: »Bei mir geht's auch sehr stark um die Wirkung. Also ich sehe mich dann auch sehr in den Augen von jemand anderem. Also ich mache mich dann auch gerne für jemanden schön.« Den Blick in den Spiegel ersetzt hier der Blick der/des Anderen. Ein Transgender drückt es noch prägnanter aus: »Das finde ich auch einen entscheidenden Punkt: Für wen mache ich mich schön?« Während die gesellschaftlichen Zwänge in beruflichen Kontexten noch klar artikuliert werden (können), ist die Absicht »jemanden rumkriegen«, »Sex haben«, ein bestimmtes »Beutemuster« zu präferieren oder einem bestimmten »Beuteraster« zu entsprechen, bei den meisten Gruppen mit einem Tabu belegt. Bei den befragten SM-Praktizierenden und Transgendern trifft das nicht oder nur partiell zu.¹² Ich führe dies auf die Fähigkeit und Bereitschaft zurück, offen über Sexualität sprechen zu können und dies auch zu tun – was zu einem guten Teil auch durch die ständige Notwendigkeit bedingt ist, die eigene sexuelle und/oder geschlechtliche Identität (oder vorsichtiger gesagt: Positionierung) oftmals rechtfertigen zu müssen. Das ist beim thematischen Bezug auf Körper, Geschlecht oder subkulturelle Opposition allein noch nicht der

¹² Selbstverständlich gibt es auch DiskutantInnen außerhalb dieser subkultureller Szenen, die Schönheitshandeln mit entideologisierenden und entnaturalisierenden Komponenten praktizieren. Als Orientierungsmuster einer Gruppe spielte dies in meinem Sample allerdings keine Rolle.

Fall: Körperbewusste Bodybuilder sitzen der Ideologie des privaten Schönheitshandelns ebenso auf wie Essgestörte. Und wenn letztere Geschlecht thematisieren, steht dahinter noch immer das legitimierende Muster, sich trotz des Konkurrenzverhaltens Frauen gegenüber »eigentlich« nicht für Männer schön zu machen, sondern für sich selbst. Man kann die Situation auch anders wenden: Wer über Sexualität redet, hat damit fast zwangsläufig die AdressatInnen der eigenen Inszenierung im Blick. Dass die Thematisierung von Sexualität eine Entideologisierung bewirkt, ist in zweierlei Hinsicht von Bedeutung, nämlich in Bezug auf das Reden über Sexualität und hinsichtlich der Entnaturalisierung von Geschlecht.

a) Reden über Sexualität: Zum einen ist es nicht die Inszenierung von Sexualität allein, wie im Fall von Bauchnabelpiercing, Stöckelschuhen, kurzen Röcken, Schmuck oder Tätowierungen, die die Privatheitsideologie entschärft oder ausbremst. Das Bewusstsein für den kommunikativen Charakter von Schönheitshandeln sensibilisiert vielmehr dafür, sexuelle Wünsche verbal artikulieren zu müssen. Dies betrifft vor allem sexuelle Praktiken, die nicht in den gesellschaftlich akzeptierten Wertekanon passen, wie es bei SM der Fall ist. Dort reicht die Auseinandersetzung mit Schönheitshandeln tiefer, nämlich bis hin zur Thematisierung von Hilflosigkeit, Kontrollverlust und Verletzlichkeit. Ein Beispiel dafür ist die Feststellung eines Diskutanten, es gebe »nicht die völlige Nacktheit, die Leute stellen sich immer irgendwie dar.« Dieser Bezug zum Körper ist kein bloß metaphorischer – die SM-Praktizierenden benutzen ihre Körper ganz handgreiflich zur Auslotung von Grenzen. Das tun Bodybuilder und Essgestörte auch, wenn sie Grenzen der körperlichen Belastbarkeit und Manipulierbarkeit erkunden. Sie konstruieren daraus allerdings eine private Angelegenheit. Die SM-Gruppen dagegen setzen sich (wie auch die Transgendergruppe) zu den Objekten des Schönheitshandelns in Beziehung und konstruieren damit Identität. Indem sie den/die AdressatIn der Inszenierung ins Geschehen bringen, »rekonstruieren« die drei SM-Gruppen die Privatheitsideologie mit anderen Worten über ein (ihr) Thema, das tiefer unter die Haut geht.

Dabei findet eine zumindest temporäre Umwertung statt. Denn wenn man etwas »Hässliches«, wie blutende Körperstellen, Schlagwerkzeuge und blaue Flecken, sexuell besetzt, wird es zum begehrten und damit auch schönen Objekt. Die Akzeptanz von Hässlichkeit durch diejenigen, die sie positiv besetzen, wird dann zum Gradmesser für Anerkennung in der SM-Szene: Graue Haare und ausladende Hüften sind kein Tabu, und »wenn ich Riesen-Riesen-Titten habe, werde ich doch versuchen, die zu inszenieren. Und (...) was weiß ich (...) irgendwas rausholen.« (lesbische SM-Praktizierende) Auch Narben werden als schön empfunden, und wenn sich jemand mit verquollenem Gesicht und verweint zeigt, kann das im Kontext von SM ebenfalls als schön gelten. Denn die Augen der BetrachterInnen verbinden damit eine Authentizität, Ehrlichkeit und Offenheit, die sonst kaum anzutreffen ist.

SM macht damit die Außenorientierung von Schönheitshandeln gerade durch ihre Umkehrung explizit: Gängige Schönheitsnormen werden auf den Kopf gestellt und neu bewertet. »Zeige deine Wunden, und sich dabei trotzdem schön finden können«, dies macht SM zu einer Form von Schönheitshandeln, die mit anderen das Ziel der Anerkennung teilt. Behält man mit vestimentären Inszenierungen jedoch üblicherweise die Kontrolle über die eigene Erscheinung, geht es beim SM gerade um ein Abgeben derselben mit dem Risiko der Ablehnung – in der Hoffnung, damit zu einer tieferen Ebene jenseits oberflächlicher Inszenierungen vorzudringen.

Damit dies geschehen kann, hat sich eine spezifische Kommunikationskultur in der SM-Szene entwickelt und etabliert. Sie basiert darauf, sexuelle Bedürfnisse klar zu benennen und mit PartnerInnen auszuhandeln (Califia 1992). Dies reicht von kodifizierten Kommunikationsmedien wie verschiedenfarbigen Taschentüchern (mit der Bedeutung verschiedener sexueller Vorlieben) über explizit formulierte Spielregeln auf SM-Partys bis hin zu mitunter ritualisierten Vorgesprächen im Hinblick auf die sexuelle Begegnung. Damit ist eine Formulierung von Wünschen, Abneigungen und Grenzen verbunden. Sagen DiskutantInnen aus der SM- wie auch der Transgenderszene, dass sie sich in Erwartung sexueller Erlebnisse schön machen, ist das Reden über Sexualität auch mit Preisgabe und Verwundbarkeit verbunden. Denn es macht einen Unterschied, ob jemand sagt, er/sie mache sich schön, um einem/einer anderen zu gefallen (was den meisten schon schwer genug fällt) oder aber, um mit jemandem Sex zu haben. Das »Erfolgskriterium« ist eindeutiger – und man ist auch eindeutiger abweisbar. Dies lässt einen Umkehrschluss zu: Hinter der Privatheitsideologie steckt verdrängte Sexualität – wenn Letztere in den Gruppen latent gehalten wird, wenn Sexualität kaum, sublimiert oder gar nicht zur Sprache kommt, und umgekehrt die Privatheitsideologie vehement verteidigt wird. Wenn Motive rund um Schönheitshandeln auch sexuell konnotiert sind, diese aber nicht zur Sprache kommen, lässt die Aussageverweigerung dazu auf Verdrängung schließen. Geht mit der Entmystifizierung und Profanisierung von Sexualität ein reflektiertes, das heißt von der Privatheitsideologie nicht mehr gänzlich durchsetztes, Schönheitshandeln einher,¹³ bin ich bei der Bedeutung von Geschlecht und den Möglichkeiten und Grenzen seiner Entnaturalisierung.

b) Entnaturalisierung von Geschlecht: Reden über Sexualität kann auch Teil einer umfassenderen Dekonstruktion von Geschlecht sein, die mit Erwartungsbrüchen, Paro-

13 Damit will ich diese Gruppen keineswegs zu ProtagonistInnen einer »verdrängungsfreien« Kommunikation stilisieren. In diesen Szenen herrschen nicht minder restriktive Normen. Und wenn dort »generell eine höhere Akzeptanz« als zentrales Merkmal herausgestellt wird (»Für mich ist die SM-Szene bisher der offenste Raum, den ich in dieser Hinsicht erlebt habe«), wo »alle tun können, was sie wollen«, liegt das wohl vor allem daran, dass gerade in diesen Szenen »zufälligerweise« alle das Gleiche wollen.

dien und einer Heteronormativitätskritik verbunden ist. Beides wird über körpergebundenes Schönheitshandeln artikuliert, dann aber auch – und das ist hier entscheidend – sprachlich reflektiert. Eine Möglichkeit dazu besteht darin, mit gängigen Klischees von Geschlechterinszenierungen zu brechen. Einer der diskutierenden SM-Praktizierenden etwa trägt gern einen Rock. Das steht in der Wahrnehmung der Gruppe für nicht-konformistisches Denken (»er trägt grade einen Rock, also denkt er auch so ein bisschen quer und ist nicht so jetzt starrsinnig in eine Richtung, sondern ist, als Beispiel, weltoffen. Das zeigt schon ein bisschen von der inneren Einstellung«). Auch die diskutierenden SM-Frauen sind sich darüber bewusst, dass sie traditionelle Erwartungen an Weiblichkeit verletzen. Das betrifft nicht nur ihre mit dem Alltagswissen nicht kompatible Positionierung zur Gewaltfrage, mit der sie außerhalb der SM-Szene ständig konfrontiert werden. Sie brechen auch mit Weiblichkeitsvorstellungen, indem sie Weiblichkeit übersteigern – etwa durch die demonstrative Inszenierung großer Brüste oder umgekehrt, indem sie körperliche Überlegenheit demonstrieren und vielleicht auch ausspielen – wie etwa eine Frau ihrem Ex-Freund gegenüber. Ebenso wenig gehen sie konform mit Weiblichkeitsbildern, wenn sie Nietenarmbänder, Irokesenkämme oder Glatzen tragen – nicht zuletzt, um nicht von Männern belästigt zu werden. Wenn dabei schließlich auch die sexuellen Zuordnungen nicht mehr sicher sind (Beziehungen, Affären, sexuelle Kontakte mit Männern sind unproblematisch und bringen das lesbische Selbstbewusstsein nicht in Gefahr), gehen die DiskutantInnen über heteronormative Bezugsrahmen hinaus. Nicht nur, dass es nicht mehr so wichtig ist, als eindeutige Lesbe oder als eindeutiger Schwuler wahrgenommen zu werden. Spätestens bei der Transgendergruppe purzeln die bislang orientierungsleitenden Kategorien durcheinander. Was etwa ist von einer Aussage wie dieser zu halten: »Ich bin lesbisch, mein Freund leider nicht.« Ein Mitglied der Transgendergruppe, das sich »immer als schwulen Mann« definiert, meint: »Also ich steh' auf Jungs beiderlei Geschlechts. Oder allerlei, allerlei Geschlechts. Das klingt viel schöner.« Ein Transgender, der/die es leid ist, das eigene Geschlecht definitorisch festzuklopfen, lebt beruflich als Mann, privat als Frau. Dieser permanente Wechsel erlaubt nicht nur eine breite Auswahl an Inszenierungen über das Aussehen, sondern schlägt sich auch in der Selbstbeschreibung nieder: »Bei mir ist schön glaube ich ganz extrem relativ. Weil es einfach von der Eigendefinition abhängt, die ich ja täglich neu sozusagen entwerfe. Das ist wirklich mein Lieblingssatz: Ich definiere mich jeden Tag neu.«

Vor allem die Transgendergruppe legt bei ihrer Opposition gegen heteronormative gesellschaftliche Strukturen und Erscheinungsweisen eine mitunter beachtliche Stilsicherheit im Schönheitshandeln an den Tag. Ebenso wie sie die Unachtsamkeit vor allem heterosexueller Männer aufs Korn nimmt, die ihre Umwelt mit einer ungepflegten Erscheinung belästigen, kritisiert sie ein pubertär erscheinendes Anti-Verhalten, das sich darin äußert, auf einer Hochzeit mit abgewetzten Jeans zu er-

scheinen oder darin, nicht stilvoll in die Oper zu gehen. Die Gruppe schätzt also auch die Bedeutung handlungsorientierender Rituale. Zum Frack und Zylinder zu Silvester etwa passt nur ein Seidenschal, nicht aber einer aus Wolle oder gar eine Baskenmütze. Man könnte diese festgezurrtten Regeln, das Ritualisierte mit »extrem wenig individuellem Gestaltungsspielraum« (Transgender) als Kompensation für die ständigen Verunsicherungen rund um Geschlecht begreifen. Dies bietet der Gruppe von GeschlechtsnomadInnen schließlich doch Orientierung und ein letztes Refugium verkörperter Stabilität, wo sonst fast alles auseinander bricht und auch auseinander brechen soll: als Abgrenzung gegen hegemoniale Normalität.

Die vorgestellten entideologisierenden Prozesse von *bodification* und *beautification* laufen bislang vor allem in subkulturellen Kontexten zusammen. Dabei deutet vor allem die Kommunikationskultur der Transgender und noch mehr der SMerInnen, die sexuelle Bedürfnisse klar benennt und mit den PartnerInnen aushandelt, auf eine neue Verhandlungs- und Konsensmoral im Rahmen modernisierter Sexualverhältnisse hin. In einer solchen geht es um die Form der Konsensfindung zwischen erwachsenen Personen und nicht mehr um die Inhalte: Erlaubt ist, was beide wollen (Schmidt 2004). So konstatieren auch Gesellschaftstheoretiker wie Manuel Castells (2003: 237ff.) und Anthony Giddens (1993: 9ff.) gesellschaftliche Transformationen wie die Auflösung von Haushalten verheirateter Paare durch Scheidung/Trennung, eine späte Bildung von Paarbeziehungen und Bildung nichtehelicher Partnerschaften sowie die Nach- und Auswirkungen der Frauenbewegung hinsichtlich einer langsamen Auflösung des Patriarchats. Die Speerspitze gesellschaftlichen Wandels bilden dabei sich wandelnde Geschlechterverhältnisse, die von einer Entkoppelung von Ehe, Familie, Heterosexualität und sexuellem Ausdruck gekennzeichnet ist – was wir in neuen Konstruktionen und Inszenierungen von Körperlichkeit phänotypisch erfahren.

Literatur

- Bohnsack, Ralf (2000), *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, 4. Aufl., Opladen.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic J.D. (1996), *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a.M.
- Buchholz, Helga (2001), *Die verzehrte Frau. Anorexie und Bulimie im Spiegel weiblicher Subjektivität*, Opladen.
- Califia, Pat (Hg.) (1992), *Das S/M Sicherheitsbandbuch*, Pullenreuth.
- Castells, Manuel (2003), *Die Macht der Identität. Teil 2 der Trilogie. Das Informationszeitalter*, Opladen.
- Degele, Nina (2004), *Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*, Opladen.
- Degele, Nina (2005), »Heteronormativität entselbstverständlich: Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies«, *Freiburger Frauen Studien*, im Erscheinen.

- Degele, Nina/Schirmer, Dominique (2004), »Selbstverständlich heteronormativ: zum Problem der Reifizierung in der Geschlechterforschung«, in: Buchen, Sylvia/Helfferich, Nena/Maier, Maja (Hg.), *Gender methodologisch*, Opladen, S. 107–122.
- Giddens, Anthony (1993), *Wandel der Intimität. Sexualität, Liebe und Erotik in modernen Gesellschaften*, Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (1973), *Wir alle spielen Theater*, München.
- Gugutzer, Robert (2004), *Soziologie des Körpers*, Bielefeld.
- Hart, Linda/Dale, Joshua (1997), »Sadomasochism«, in: Medhurst, Andy/Munt, Sally R. (Hg.), *Lesbian and Gay Studies. A Critical Introduction*, London/Washington, S. 341–355.
- Klein, Alan M. (1993), *Little Big Men: Bodybuilding Subculture and Gender Construction*, Albany.
- Koppetsch, Cornelia (2000), »Die Verkörperung des schönen Selbst. Zur Statusrelevanz von Attraktivität«, in: Koppetsch, Claudia (Hg.), *Zur Soziologie der Attraktivität*, Konstanz, S. 99–124.
- Posch, Waltraud (1999), *Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit*, Frankfurt a.M.
- Schirmer, Dominique (2005), »Konstruktive Widersprüche. Die Nutzung von Inkonsistenzen als qualitatives Analysewerkzeug am Beispiel von Gruppendiskussionen«, *Freiburger Frauen Studien*, im Erscheinen.
- Schmidt, Gunter (2004), *Das neue Der Die Das. Über die Modernisierung des Sexuellen*, Gießen.
- Sport und Gesellschaft. Zeitschrift für Sportsoziologie, Sportphilosophie, Sportökonomie, Sportgeschichte (2004), *Körper*, Jg. 1, H. 3, Stuttgart.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996/1990), *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, Weinheim.
- Turner, Bryan S. (1996), *The Body and Society*, 2. Aufl., London.
- Wilk, Nicole M. (2002), *Körpercodes. Die vielen Gesichter der Weiblichkeit in der Werbung*, Frankfurt a.M.